

*Jean Amila*  
Die Abreibung



Jean Amila

# *Die Abreibung*

Übersetzung aus dem  
französischen Originaltext von  
Helm S. Germer

CONTE *krimi*

*Diese Übersetzung ist gewidmet dem Andenken von Evelyn Glaser,  
einer begeisterten Leserin und Propagandistin der Werke von  
Jean Amila, die an dieser Ausgabe erstmals mitgearbeitet hat.*

Titel der französischen Originalausgabe: *La bonne tisane*

© Editions Gallimard, Paris, 19

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen  
Nationalbibliographie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet  
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN: 978-3-936950-96-0

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung  
ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen,  
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© CONTE Verlag, 2009

Am Ludwigsberg 80-84

66113 Saarbrücken

Tel: (0681) 4162428

Fax: (0681) 4162444

E-Mail: [info@conte-verlag.de](mailto:info@conte-verlag.de)

Internet: [www.conte-verlag.de](http://www.conte-verlag.de)

Lektorat: Jessica Philippi

Umschlaggestaltung: Ariane Sohn

Satz: Markus Dawo

Druck und Bindung: PRISMA Verlagsdruckerei, Saarbrücken





## *Erstes Kapitel*

Welcher Tag war heute denn eigentlich?

Welcher Tag – oder eher welche Nacht, denn die Sonne würde bald untergehen.

Ach genau, es war der Anfang einer Mittsommernacht. Der Tag war schwül gewesen. In der U-Bahn herrschte nach Büro- und Betriebsschluss die Lethargie eines zu Ende gehenden Sommers. Die Straßenlaternen waren gerade angegangen.

Roger fuhr langsam, sehr langsam, als ob er einen Ort zum Halten suche.

Eigentlich jedoch hatte er die Qual der Wahl, denn die Straße lag verlassen da. Links zog sich eine endlos lange Mauer hin. Rechts standen Mietshäuser, die wohl aus dem Jahre 1910 stammten, dem Jahr der großen Überschwemmung, völlig überladen; aber sie waren glücklicherweise in der Dämmerung kaum zu erkennen.

Der Graf, der den Hut tief ins Gesicht gezogen hatte, schien neben Roger vor sich hinzudösen.

War er etwa tot? Nein! Was wäre das dann wohl für eine Geschichte? Ihm ging es blendend; ruhig vor sich hinatmend, auf Sparflamme laufend und in sich ruhend wie ein Meister aller Klassen. Weder war er tot, noch schlief er.

Unter seiner Hutkrempe würde seinem unsichtbaren Blick jedoch kein Gebäudeeingang, keines der vielen Geschäftslokale, die eher wie Handwerksbetriebe als wie Ladengeschäfte aussahen, entgehen.

Es gab da einen Handkarrenvermieter, einen Kohlenhandel, einen Fuhrbetrieb, eine Fahrradreparaturwerkstatt: Alle schlossen jetzt gerade oder würden doch in knapp einer

Stunde schließen. Es gab da sogar eine hochhoffiziell daher kommende Steuerkasse, deren Gitter bereits heruntergezogen waren.

Erst vor einem baufälligen Laden tauchte der Graf aus seiner gravitatischen Ruhe auf. Er öffnete ein wenig den Mund, soviel, wie eben nötig, und ließ mit tiefer Stimme verlauten:

»Dort!«

»O.k!«, sagte Roger. »Und jetzt?«

»Weiter!«

Der Laden war einmal blau gewesen; jetzt sah er allerdings noch verwaschener aus als ein alter Blaumann. Auf einem uralten, halbverrosteten Emaille-Schild ließ sich noch mit Mühe *Veedol* entziffern, was auf eine Werkstatt hinzuweisen schien. Aber das durchgesackte, nach außen gebeulte Wellblechgitter machte den Eindruck, als sei es schon seit einigen Jahren nicht mehr hochgezogen worden. Eine durch den Rost verfärbte Kreideaufschrift forderte unverhohlen schon seit vielen Monaten: *Nieder mit den Pfaffen!* Verfechter der Partei der Pfarrer hatten es heimlich in ein *Nieder mit den Affen* verändert.

Der tief liegende Studebaker fuhr langsam und geräuschlos weiter. Roger schien beunruhigt. Er verzog das Gesicht.

»Ganz schön schäbig!«

Der Graf sagte nichts. Seine Gestalt ließ auf einen Mann von Einfluss schließen, und der andere schien sein Schweigen zu achten.

Allerdings betrachteten sie nicht die Werkstatt, sondern das Einfamilienhaus daneben, das deutlich zurückgesetzt hinter einem Mäuerchen und einem Eisentor stand.

Ein einstöckiges Haus aus grauem Stein mit einem Mansardendach aus dem achtzehnten Jahrhundert, das verloren zwischen den Gebäuden aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg stand und dessen Anblick sogar schon in der Dämmerung von völliger Verlassenheit zeugte.

Es stand eingezwängt zwischen den toten Mauern zweier fünfstöckiger Gebäude. Gegenüber ragte die hohe Mauer des Krankenhauses auf. Es lag abgeschirmt da, versteckt, vor

neugierigen Blicken sicher: als ob es der Eingang zu einer unbekannteren Welt wäre.

»Anhalten?«

»Weiter!«, sagte der Graf wieder.

Roger beschleunigte sachte und das Auto glitt leise, mit gedämpftem Auspuffgeräusch, bis zum Ende der Straße.

Die Frau auf der Rückbank hatte sich umgedreht. Sie stützte sich mit den Fingern an der Scheibe ab und schaute immer noch zurück.

»Maine?«, fragte der Graf, ohne sich auch nur einen Millimeter von der Stelle zu rühren.

»Ja«, sagte die Frau. »Das hier ist trostlos. Und im Übrigen gefällt mir auch der Name der Straße nicht!«

Sie fuhren unter dem Straßenschild an der Ecke vorbei. Darauf war Rue Larousse zu lesen. Auf der anderen Seite wiesen Schilder den Eingang des Krankenhauses in zweihundert Metern Entfernung aus, mit den Abteilungen, den Namen der Oberärzte und den Sprechzeiten.

»Und nach Äther stinkt's hier auch noch!«, fügte Maine hinzu.

An der Ecke bogen sie ab und fuhren wieder in Richtung Porte de Vanves. Nach fünfzig Metern hob der Graf die Hand. Auf der rechten Seite war eine Kneipe zu sehen; Roger verstand und hielt an.

»Und jetzt?«, fragte die Frau.

»Und jetzt, Süße, jetzt steigst du aus!«, sagte der Dicke. »Du nimmst dir ein Taxi und ab nach Hause. Ich muss noch mal kurz mit Roger reden.«

»Ich dachte, meine Meinung sei wenigstens gefragt?«

»Wenn's sein muss!«

»Ungünstig!«, sagte sie. »Äußerst ungünstig. Das hier, das wird doch kein Nachtclub werden, sondern ein Friedhof. Gegenüber das Krankenhaus und in fünfzig Metern Entfernung das Bestattungsinstitut mit einem Mastiff vor der Tür; hier wird sich kein Schwein blicken lassen!«

»Ich bin ganz ihrer Meinung«, sagte Roger. »Außerdem ist

die Straße verlassen. Sobald da auch nur drei Autos stehen, ist doch das gesamte Viertel gleich in Aufruhr.«

»Ein Nachtclub in der Rue Larousse, der Polentestraße!«, trumpfte Maine mit kaum unterdrückter Empörung auf. »Schon bei dem Gedanken vergeht mir alles! Da geht es uns doch in Montmartre viel besser. Was willst du denn, René? Dezentralisieren?«

»Ich seh', dass ihr nicht gerade begeistert seid«, stellte der Graf fest.

Er bedeutete ihnen auszusteigen, öffnete dann seine Tür und kletterte mit bemerkenswerter Leichtigkeit hinaus. Klein, stämmig, breitschultrig stand er da. Er sah aus wie ein Gewichtheber, ein kleiner, kraftstrotzender Herkules mit vorgeschobenem Unterkiefer und mit einem unbeirrbaren Blick, als er seinen Hut nach hinten schob: wie eine Bull-dogge!

Er betrat, ohne auf sie zu warten, die Kneipe, in der Gewissheit, dass sie ihm folgen würden. Drinnen stand ein Tresen, dessen nachträglich aufgemalte Eichenmaserung an die Zwanzigerjahre erinnerte. Ein fluoreszierendes, rautenförmiges Licht an der Decke sollte wohl für einen Hauch von Modernität sorgen, verlieh aber vor allem allen Gästen ein krankhaftes Aussehen.

Gäste gab es hier kaum welche. Was die Kranken angeht, so waren da besonders zwei junge, lachende und schnatternde Krankenschwestern, die an einem Holztisch saßen und gemütlich an ihrem Bier nippten.

Der Graf ging durch den Raum und setzte sich in die gegenüberliegende und Ecke, dort wo es am dunkelsten war.

»Telefonieren!« dachte er. »Gewinn machen! Erst einmal sehen! Beobachten!«

Die Wirtin sah wie eine Provinzlerin aus der Auvergne aus: schwarze Augen und Haare, große Nase, Brüste und ein breites Becken. Sie strickte an ihrem Tresen, allem gegenüber gleichgültig zählte sie ihre Maschen. Sie hatte beim Eintreffen des Grafen kaum aufgeschaut.

Geistesabwesend murmelte sie: »Guten Abend!«, als Roger und Maine eintraten.

Roger war größer als der Graf. Er hatte eine schmale Taille und breite Schultern, trug ein grünes Nylonhemd, eine Krawatte aus schwarzer Seide und gelbe Mokassins. Er hatte wohl in zahlreichen Kinovorstellungen gesehen, wie er lächeln musste, um vorteilhafter auszusehen. Er ließ seinen männlichen Charme spielen. Sogar seine Stimme ließ er gekonnt in den tiefen Basslagen vibrieren. Als er die beiden Krankenschwestern erblickte, rückte er automatisch seine Krawatte zurecht.

Diese hatten sich leicht umgedreht, um Maines Auftritt zu sehen, die überall, wo sie hinkam, auffiel.

Sie hatte ein recht üppiges Hinterteil und war kräftig, aber wunderbar gebaut, trug stets die passende Kleidung, die allen den Atem raubte und die Blicke der Männer auf sich zog – übrigens auch die der Mädchen, ja vielleicht sogar noch mehr.

»Hohe Kundschaft«, sagte das Mädchen mit den helleren Haaren.

Da sie den Satz in die allgemeine Stille hinein gesagt hatte, hielt sie sich verspätet die Hand vor den Mund, und beide begannen, wie zwei dumme Gänse zu lachen.

Bei näherem Hinsehen konnte man feststellen, dass Maine eher eine zweite Jugend als ihre erste erlebte. Doch mit der Jugend verhält es sich wie mit der Natur: Gute Gewohnheiten zahlen sich aus. Gut massiert, gut genährt, gut belüftet und gut geölt hatte Maine noch einige Jahre vor sich, bevor sie zu einer schrecklichen alten Schachtel mutieren würde.

Ganz die feine Dame, ignorierte sie das unverschämte Verhalten und begab sich zum hintersten Tisch. Kundig fuhr sie mit ihrem Daumen über das klebrige Holz und verzog vielsagend das Gesicht. Die Wirtin, die vornehme Kundschaft witterte, war aus ihrer Abwesenheit aufgetaucht und näherte sich dem Tisch in Dr. Léon-Pantoffeln, denn genau wie alle aus der Auvergne fürchtete sie kalte Füße.

»Was darf es für Sie sein, meine Herrschaften?«

»Zunächst mal was Nasses«, antwortete Maine von oben herab.

»Etwas Edleres?«

»Nein. Ich hatte an einen einfachen Lappen gedacht. An Ihrem Tisch bleibt man ja kleben!«

Die Wirtin blieb gelassen, holte in aller Ruhe ihren speckigen Lappen hinter der Theke hervor und kam zurück, um den Tisch abzuwischen. Maine, die ihr mit den Augen gefolgt war, hielt sie zurück: »Aber sauber, bitte!«

»Klar doch!«

»Mit einem saubereren Lappen. Es war nicht die Rede von einem vergammelten Abwaschlappen!«, sagte Maine mit einer immer noch höflichen, nun aber gebieterischen Stimme.

Die Wirtin verharrte mit offenem Mund an Ort und Stelle; sie errötete. Man konnte zwar gedämpft, aber sehr deutlich die Stimme der blonden Krankenschwester vernehmen, die sagte: »Was für eine Nervensäge!«

Die zwei Mädchen prusteten erneut los. Hin und hergerissen zwischen dem Wunsch, gehört zu werden und einer Heidenangst davor, dass man sie gehört hatte. Schon drehte Maine sich zu ihnen um. Sie lächelte, doch sie hatte dabei etwas von einem Raubtier.

»Also irgendwas riecht hier komisch!«

Die Blonde hatte eine Gegenantwort parat. Sie führte das Spielchen halblaut weiter.

»Ja, stimmt, aber erst, seit die da ist!«

»Es riecht nach Bettpfannmädchen. Finden Sie nicht?«

»Die blafft uns an«, flüsterte die braunhaarige Krankenschwester ängstlich, aber entzückt. »Sei still, Sylvie.«

Maine war kurz davor zu explodieren. Der Graf hob seine Hand und machte ein beschwichtigendes Zeichen.

»Halt die Klappe«, sagte er kaum hörbar.

»Ich hab nicht damit angefangen!«

Dumpf grollend wischte die Wirtin den Tisch ab.

»Haben Sie hier Telefon?«, fragte der Graf.

»Natürlich«, erwiderte sie noch immer beleidigt. »Ganz hinten. Sie brauchen eine Telefonmünze.«

Er erhob sich.

»Geben Sie mir fünf. Und eine Flasche Mineralwasser.«

»Welche Sorte?«

»Egal!«

Er berührte sie nicht, doch allein seine Masse ließ sie in Richtung Theke zurückweichen. Sie wühlte in ihrer Kasse und nahm eine Handvoll Telefonmünzen heraus. Er nahm sie sich sofort und ging dann nach hinten.

»Ihre Flasche Mineralwasser«, rief sie, »soll die auf den Tisch?«

Doch er war bereits hinter einer kleinen Glastür verschwunden.

»Wie bescheuert«, stöhnte Maine. »Die Füße will er sich damit bestimmt nicht waschen.«

Knallrot angelaufen brachte die Wirtin die Flasche.

»Und für die Dame und den Herrn?«

»Schätzchen«, sagte Maine zu ihr, »man merkt, dass hier nicht sehr häufig gepflegte Kundschaft verkehrt.«

Sie hatte ein entspanntes, bezauberndes Lächeln aufgesetzt. Die Wirtin stand jetzt zwar kurz davor zu explodieren, konnte sich aber doch noch mal beherrschen.

»Gepflegte Kundschaft? Was soll das denn heißen? Meine Kundschaft ist immer gepflegt. Was glauben Sie denn?«

»Die Dame kommt aus derselben Branche«, gab Roger ihr zu verstehen, indem er mit dem Kinn in Richtung Maine deutete. »Die weiß genau, wovon sie spricht. Bringen Sie mir ein Glas Weißwein.«

»Und für die Dame?«

Maine schaute sich interessiert um. Ihre Nummer der Dame von Welt war beendet, nun mimte sie die Nette.

»Das Gleiche und nichts für ungut! Sagen Sie mal, läuft's eigentlich gut hier in der Gegend?«

»Ich kann nicht klagen!«

»Mit dem Krankenhaus direkt gegenüber muss es bei Ihnen ja hoch hergehen, wenn die Besuchszeit vorüber ist. Und dann die Beerdigungen, da wird doch immer gut gebechert!«

»Es läuft ganz gut«, sagte die Wirtin. »Es gibt schlechtere Lagen als diese hier.«

Ihr Tonfall wurde freundlicher. Es gibt nichts Besseres als Fachsimpelei, um eine Unterhaltung in Gang zu bringen.

Die Krankenschwestern ihrerseits hatten ebenfalls gedanklich umgeschaltet. Die kürzesten Auseinandersetzungen sind schließlich die vernünftigsten.

Die Krankenschwestern hatten sich lediglich schnell etwas über den Kittel gezogen, um sich ein alltagstaugliches Erscheinungsbild zu geben. Die blonde Sylvie trug eine blaue Leinenjacke; Thérèse, die Brünette, eine leicht verblichene Strickjacke, die an den Ellenbogen etwas abgewetzt war. Sie sahen wie zwei kleine Mädchen aus, zwei Schülerinnen.

Als der junge Mann eintrat, lächelten alle beide. Er kam zu ihnen an den Tisch, gab ihnen die Hand und setzte sich neben Thérèse.

»Heute ist es soweit!«, sagte diese.

»Was denn?«

»Mein erster Nachtdienst. Nachher geht's los. Ich hab vielleicht Bammel!«

»Dabei wollte ich Sie beide doch heute eigentlich ins Kino einladen.«

»Ja, Kino! Ich wünschte, ich hätte die Nacht schon hinter mir!«

»Schimpfen Sie ruhig mit ihr«, spottete Sylvie »Das ist vielleicht ein Angsthase. Die sollte sich was schämen!«

»Aber du!«, erwiderte Thérèse. »Du hast auch nicht gerade gegläntzt bei deinem ersten Nachtdienst!«

»Aber wie du siehst, leb ich noch! Das ist schon mein dritter diese Nacht. Abgesehen davon, dass man am nächsten Tag hundemüde ist, mag ich das, glaub ich.«

»Ach, Sie arbeiten heute Nacht mit Sylvie?«, fragte der jun-

ge Mann. »Na, dann werden Sie beide ja ganz schön viel Spaß haben.«

Thérèse war ein wenig empört. Für sie stellte diese erste Nacht eine wichtige Etappe in ihrem Leben dar, und der da redete von Spaß! Sie dachte an heroische Selbstaufopferung, Edelmut, bedingungslose Hingabe, Nächstenliebe, und er machte das alles mit nur einem Wort zunichte: wenn das kein regelrechter Scheidungsgrund war! Freilich war von einer Hochzeit zwischen ihr und dem jungen Lucien noch lange nicht die Rede. Über flüchtige Berührungen der Hände und verschämte Blicke waren sie noch nicht hinausgekommen.

»Also, ich mag die Musik der Frères Jacques und Beethoven und Roller fahren und Ferien in den Bergen!«

Der konnte ihr jetzt gestohlen bleiben mit seinen Frères Jacques und dem blöden Roller, den er sich kaufen wollte. Sie setzte eine trotzig Miene auf.

»Die Leiden der Menschen zu lindern, das findet ihr beiden also witzig?«

Sylvie brach nun in lautes Lachen aus.

»Ach herrje! Jetzt fängt sie wieder an, zu philosophieren. Pass auf, Thérèse, jetzt kannst du so etwas noch sagen: Aber wenn du morgen früh immer noch diesen Quatsch plapperst, dann gibt es für dich keine Rettung mehr. Dann solltest du dir besser einen anderen Beruf suchen! Die Leiden der Menschen lindern, sagst du? Von wegen! Das ist den großen Chefärzten und Chefärztinnen vorbehalten, Süße! Wir sind eher ...«

Sie deutete auf den Tisch im hinteren Teil der Bar.

»... was die da hinten schon gesagt hat.«

»Was hat sie gesagt?«, fragte Lucien.

»Dass wir nur fürs Leeren von Bettpfannen gut sind.«

»Wie hässlich, so etwas zu Ihnen zu sagen!«, empörte sich Lucien. »Das sollten Sie sich nicht gefallen lassen!«

»Ist schon erledigt«, sagte Sylvie. »Beruhigen Sie sich!«

Sie holte ihr Portemonnaie heraus.

»Ich möchte euch ja nicht hetzen, meine Lieben, aber wir sollten so langsam los.«